



Rainer Metzner

Der Brief des Jakobus

(Theologischer Handkommentar zum Neuen Testament, 14)

Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2017

321 S., 54,00 €

ISBN 978-3-374-04981-3

Martin Stowasser (2018)

In seiner umfassenden Einleitung zum Kommentar bietet Rainer Metzner zunächst eine detaillierte Diskussion der einleitungswissenschaftlichen Themen zum Jakobusbrief und setzt dabei durchaus eigene Akzente. In der Frage nach dem Verfasser stellt er sich gegen das gegenwärtig verbreitete Fachurteil von Pseudepigraphie und plädiert – mit Verweis auf bereits Luthers Position dazu – für ein orthonymes Schreiben eines sonst unbekanntes frühchristlichen Lehrers. Das als paränetischer Brief – aber nicht als Diasporabrief – eingestufte Schreiben spiegelt nicht das altkirchlich tradierte Bild des Herrenbruders wider, weshalb Jak 1,1 eben kein pseudepigraphisches Signal in diese Richtung darstellt. Vielmehr reiht sich der sonst unbekanntes Verfasser des 2. Jh. n. Chr. in die Reihe jener (selbstbewussten) Autoren ein, die aus der hochgebildeten Schicht stammten und nicht mehr versuchten, ihre Werke als Pseudepigraphen apostolisch zu autorisieren. Ein paralleles Vorgehen ortet Metzner beim Johannes der Apokalypse wie beim Verfasser des Hirt des Hermas. Das 130-140 n. Chr., vermutlich in Rom, entstandene Schreiben wendet sich daher an Christen, die bereits eine eigene Identität entwickelt haben, weshalb keine speziell jüdische oder pagane Perspektive (mehr) erkennbar wird. Der umfangreiche Traditionsbezug, welcher nicht nur die Internationalität und das Bildungsniveau des Autors bestätigt, sondern auch die sprachlichen wie sachlichen Parallelen zu Schriften des 2. Jh.s, welche das Umfeld der Entstehung deutlich machen, stützen für Metzner sein das Urteil der Orthonymität wie der Spätdatierung. Nicht zuletzt die erst mit Origenes im 3. Jh. greifbar werdende Rezeption des Briefes liefert ein untrügliches Zeichen dafür, dass man den Brief ursprünglich nicht dem Herrenbruder zuschrieb, sondern dies erst sekundär in der altkirchlichen Kanondiskussion erfolgte.

Die These orthonymer Verfasserschaft muss freilich für ihr Hauptargument, nämlich die schleppende altkirchliche Rezeption, zunächst Jud 1 herunterspielen. Zwar ist der Bezug auf Jak nicht zweifelsfrei zu sichern, aber doch wahrscheinlicher als die gebotenen Alternativen, um dem Anliegen gerecht zu werden, dem pseudepigraphischen Jud apostolische Autorität zu sichern. Ebenso werden der zentrale Stellenwert des Begriffes „Gesetz“ und der deutlich auf der Ethik liegende Akzent des Jakobusbriefes als durchaus tragfähige Brücke zum altkirchlichen Jakobusbild unterbewertet, die eine pseudepigraphische Zuschreibung plausibilisieren. Darüber hinaus hinkt der Vergleich zumindest mit der Offenbarung des Johannes ein wenig. Zwar sucht dieser Johannes tatsächlich nicht den Deckmantel einer apostolischen Autorität, um sie auf sein Schreiben zu übertragen, aber das könnte er auch gar nicht. Sein Zugang setzt deutlich persönliche und intensive Kontakte als Prophet – vermutlich auch vor Ort – mit den Gemeinden der sieben Sendschreiben voraus. Dies ist nicht vergleichbar mit einem im Letzten für die Adressaten anonymen Schreiben eines Lehrers Jakobus, das einen „mehr oder weniger großen Kreis von Ortsgemeinden im Blick [hat], deren Probleme er für so typisch hält, dass sie auch für andere christliche Gemeinden gelten können“ (S. 16). Konnte das funktionieren? Einfach, weil ein „g’scheites Schreiben“ von irgendwoher kommt, soll es als autoritativ akzeptiert werden? – könnte man zurückfragen. Zugunsten der vermuteten Orthonymität müssen in Jak 1,1 sowohl die Bedeutung von „Knecht Gottes“ auf eine allgemeine Christenbezeichnung herabgestuft wie der Adresse der „Zwölf Stämme in der Diaspora“ ihre viel wahrscheinlichere gesamtkirchliche Perspektive abgesprochen werden. Nicht zuletzt passt das scheinbar eher reibungslose Verhältnis zur Gesellschaft besser ins 1. als die Mitte des 2. Jh. n. Chr. Ob sich der gegenwärtige Trend zu Spätdatierungen auch für den Jak durchsetzen wird, muss die Diskussion der kommenden Jahre zeigen. Die insgesamt schwache frühe Rezeption bleibt jedenfalls eine vielschichtige Anfrage an die gängige Erforschung des Jak und dies nochmals sehr deutlich herausgestellt zu haben, ist M. zu danken.

Die Kommentierung des Briefes erfolgt philologisch äußerst präzise und liefert eine beeindruckende Zusammenschau der Traditionsbezüge, die Jak mit anderen frühchristlichen Schriften verbindet, ohne dass jedoch zumeist noch spezifische Quellschriften ausgemacht werden könnten. Wie in der Frage der Autorenschaft stellt sich Metzner freilich auch in interpretatorischen Fragen gegen herrschende Trends der letzten Jahrzehnte, wenn er die soziale Thematik für den Jak aus dem Zentrum rückt. So liefert Jak 2,1-7 „keine Widerspiegelung der sozio-ökonomischen Zusammensetzung der Adressatengemeinde“ (S. 126), deren Mehrheit eher in der Mitte zwischen arm und reich anzusiedeln ist. Sozialkritisches liest M. daher auch aus dem Abschnitt nicht heraus. Den „Goldfinger“ mit einem guten Platz zu ehren, halte Jak nicht für falsch. „Er empfiehlt nicht, dem Goldfinger den Ehrenplatz zu entziehen (und dem Armen zu geben). Für falsch hält er jedoch, dem Armen die gleiche Ehre eines guten Platzes zu versagen.“ (S. 123). Das ist feinsinnig formuliert, zielt darauf ab, Sozialkri-

tik im Text herunterzuspielen, stellt aber doch vor die Frage, worin der genaue Unterschied besteht, wenn dem Reichen der Ehrenplatz nicht entzogen, dem Armen aber der gleiche bereitgestellt wird: „Alle auf Ehrenplätze“ wäre die Devise? In die gleiche entschärfende Richtung zielt die Feststellung, dass die Kritik an den Reichen V. 6-7 sich weder generisch gegen alle Reiche richte noch den „Goldfinger“ miteinschließe. Jak wolle nicht sagen, „dass *alle* Reiche *immer* so sind, inklusive Goldfinger. Dieser wird ethisch nicht disqualifiziert.“ (S. 123)

So stellt Metzner im einleitungswissenschaftlichen Bereich mit Luthers Position zum Autor wie in der Auslegung manches inzwischen „Traditionelles“ erneut zur Diskussion, indem er teilweise zu Traditionellem zurückkehrt. Man darf dem Kommentar eine breite Rezeption wie auch engagierte Diskussion der darin vorgestellten historischen Urteile und theologischen Perspektiven wünschen.

Zitierweise: Martin Stowasser. Rezension zu: *Rainer Metzner. Der Brief des Jakobus. Leipzig 2017*
in: bbs 12.2018 http://www.biblische-buecherschau.de/2018/Metzner_Jakobus.pdf